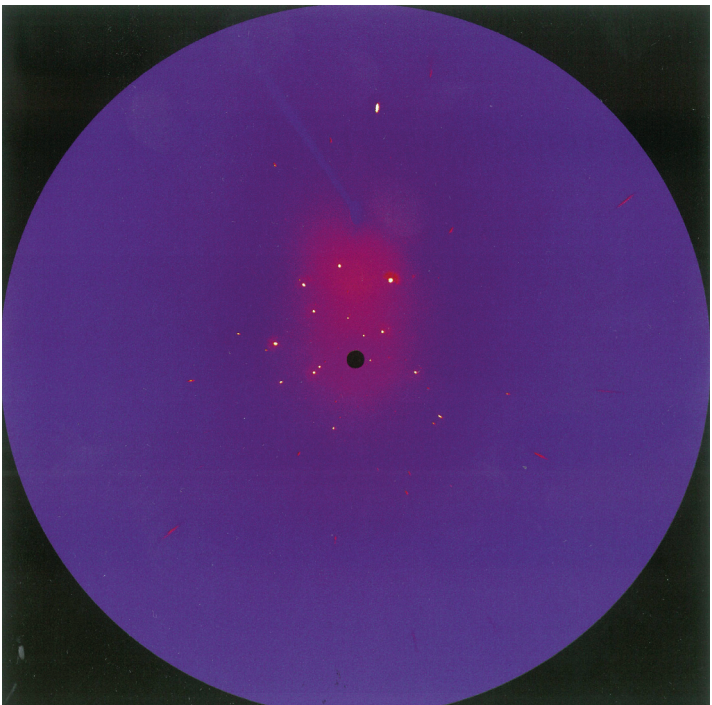


Moritz Rinke

WIR LIEBEN UND WISSEN NICHTS

ZIMMER THEATER HEIDELBERG

INTENDANZ
UTE RICHTER

2013/2014 HEFT 1

HAUPTSTRASSE 118
D 69117 HEIDELBERG
FON 0 62 21 / 2 10 69
FAX 0 62 21 / 2 88 12

Wer nichts weiss, liebt nichts.
Wer nichts tun kann, versteht nichts.
Wer nichts versteht, ist nichts wert.
Aber wer versteht,
der liebt, bemerkt und sieht auch…
Je mehr Erkenntnis einem Ding innewohnt,
desto grösser die Liebe…
Wer meint, alle Früchte
würden gleichzeitig mit den Erdbeeren reif,
versteht nichts von den Trauben

Paracelsus

Thomas Assheuer

Der „moderne“ Mensch

Spätmoderne

Das ist ein schwer melancholisches Begriffsgefühl, von dem längst auch Konservative heimgesucht werden. War „Zukunft“ früher ein strahlender Fixstern am Himmel ökonomischer Versprechen, so ändert sich in der Spätmoderne die Struktur des Zeiterlebens: Die Zukunft ist wirtschaftlich nicht mehr das bessere Morgen, sondern die Wiederkehr alter Probleme. Das „goldene Zeitalter“ der „Vergeudung und des Überflusses“ (Meinhard Miegel) geht zu Ende – die „Ermüdungserscheinungen sind unübersehbar“, die Gesellschaft wirkt depressiv, erschöpft und ausgebrannt. Der Preis des Lebens, den der Einzelne für sein „Investment“ zahlt, ist höher als der Glücksprofit, der am Ende für ihn dabei herausspringt. In der Spätmoderne, so der Soziologe Hartmut Rosa, erkennt man: „Selbst wenn der Kapitalismus reibungslos funktioniert, führt er mit logischer Notwendigkeit in ein uferloses Steigerungsspiel, das selbst die Profiteure und Gewinner nur unglücklich machen kann, weil es all ihre individuellen und kollektiven Energien einem einzigen, blinden, instrumentellen Telos unterwirft: dem Kampf um die Aufrechterhaltung der Wettbewerbsfähigkeit.“

Postmoderne

Vor dreißig Jahren war diese Kampfformel ein Welthit. Sie stammte ursprünglich aus der Architekturtheorie und behauptete: Die Moderne hat über die Tradition gesiegt und

sitzt nun selbst an den Schalthebeln der Macht. Jetzt ist sie selbst tyrannisch. Ihre viereckige Vernunft duldet nur, was ihr gleicht, und die kindische Verehrung des „rationalen Subjekts“ stammt aus den ungelüfteten Denkerstuben des 18. Jahrhunderts. Alles Begehren, alles Lebendige, Schöne, Erhabene wird von der herrischen Moderne in Beton eingemauert.

Doch anders als „Spätmoderne“ war „Postmoderne“ ein heller und freundlicher Begriff. Sie träumte vom „freien Spiel der Zeichen“, und deshalb hieß das Motto wahlweise „Anything goes“ oder „Abkühlung der (linken) Aufklärung“. Weil das angesichts überhitzter Finanzspekulationen derzeit recht antiquiert klingt und weil sich die alte Zauberformel inzwischen selbst stark abgekühlt hat, findet die Rede von der Postmoderne heute eine eher kritische Verwendung – als eine Denkform, die den neoliberalen Menschentyp mit hervorgebracht hat: das „Kreativsubjekt mit einer marktförmigen Orientierung am Wählen und Gewählt-Werden“ (Andreas Reckwitz).

Postsozial

„Ein Prozent aller Männer wünschen sich mehr Gespräche mit ihren Partnerinnen. 86 Prozent wünschen sich einen neuen HD-Fernseher.“ Besser als mit diesem Reklamespruch kann man „Postsozialität“ nicht erklären. Hinter dem *catchword* steckt die gut begründete Beobachtung, dass technische Apparate im Leben weitaus einflussreicher sind, als aufgeklärte Menschen dies zugeben wollen. Gemeint ist damit nicht nur das zärtliche Dauerstreicheln von iPhones bei simultanem Anschweigen von

leibhaftig anwesenden Mitbürgern; gemeint ist das „Technischwerden von Kommunikation“. „Postsoziale Verhältnisse“, schreibt die Wissenschaftstheoretikerin Karin Knorr Cetina, „sind Verhältnisse, die durch Objektbeziehungen vermittelt werden“ und – Stichwort Facebook – die traditionelle Kommunikation von Angesicht zu Angesicht ersetzen. Zwischenmenschliche Bindungen lockern sich; der „Begriff der Gesellschaft verliert viel von seiner Bedeutung“. „Bio-Wissen, Ökonomie, Selbstverbesserung (*life-enhancement*) ist wichtiger als ‚Erlösung’ von den Problemen der Welt durch gesellschaftliche Maßnahmen.“ Autoren wie Manfred Faßler (*Nach der Gesellschaft*, Fink Verlag) gehen noch weiter. Sie beobachten, übrigens ohne größere Abschiedsschmerzen, wie die Gesellschaft „alten Typs“ zerfällt und durch eine „infogene Netzwelt“ abgelöst wird, die des „Legalitäts- und Legitimationsraumes Gesellschaft“ nicht mehr bedarf.

Armin Schlagwein

Sebastian:

Ich wünschte, bei mir würde es auch so etwas geben wie bei dir…Alles so geplant…Und mit der Welt verbunden.

Ich hangle mich von einem Ast zum anderen…Nie kommt das Große…Es passiert einfach nichts.

Doris Dörrie

Für immer und ewig

Klaus fuhr weiter durch die Great Plains, das große Nichts, und abgesehen von einer leicht gelblichen Einfärbung des Horizonts war das Ende der Erde vom Anfang des Himmels nicht mehr zu unterscheiden. Einmal sah Klaus in der Entfernung inmitten der blaßgrünen Ebene eine gewaltige Anhäufung von dunklen Felsbrocken. Sie erinnerten ihn an prähistorische Grabmale, ein riesiges Stonehenge, aber als er näherkam, wurden die Steine lebendig. Eine Herde von Tausenden von schwarzen Rindern wartete dicht zusammengepfercht neben einer Eisenbahnlinie auf ihren Abtransport in die Schlachthöfe. Kein einziger Mensch war zu sehen. Die Rinder wandten in Zeitlupe ihre Köpfe nach Klaus, als er an ihnen vorbeifuhr, und er hatte das Gefühl, schon lange nicht mehr etwas derart Trauriges gesehen zu haben. In einer kleinen Bar in Jericho, Texas, trank er inmitten von großen Männern mit großen Hüten stumm drei Whiskey ohne Eis. Warum Fanny ihn verlassen hatte, konnte er nicht ergründen. Warum sie mit ihm fünf Jahre zusammengeblieben war, auch nicht.

*

„Meine Güte, sag du doch auch mal was dazu“, sagte Robert.

„Ja“, sagte Charlotte.

„Ja, was?“

„Ich weiß nicht“, sagte Charlotte.

„Was weißt du nicht?“

„Ich weiß nicht, wo ich leben möchte.“ Robert griff das Lenkrad fest mit beiden Händen, so daß seine Knöchel ganz weiß wurden.

„Ich weiß nicht, wo und wie ich leben möchte. Ich weiß überhaupt nichts“, sagte Charlotte. Robert holte Luft.

„Wenn du willst“, sagte er dann langsam und sehr freundlich, „suchen wir uns eine Mietwohnung in Frankfurt. Ich brauche kein Haus. Wirklich nicht.“

„Meine Mutter sagt, ein Garten ersetzt den Babysitter“, sagte Charlotte.

„Eben. Das Haus hat siebenhundert Quadratmeter Grund.“

„Ist das viel?“

„Ja. Der Garten wird größer sein, als uns lieb ist.“

„Ein Garten kann gar nicht groß genug sein.“

„Ach ja? Dann möchte ich dich sehen, wie du den Rasen mähst, die Bäume beschneidest, das Laub aufsammelst.“

„Ich mag verwilderte Gärten am liebsten.“

„Aha“, sagte Robert lakonisch, aber Charlotte sah ihm an, daß er innerlich kochte. Sie schwiegen. Charlotte verfolgte mit den Augen den roten BMW der Maklerin vor ihnen auf der Straße. Nach einer Weile schien es ihr, als zöge er sie in etwas hinein, gegen das sie sich nicht wehren konnte, auf das sie überhaupt keinen Einfluß mehr hatte.

„Ich werde nie wieder allein sein“, sagte sie.

„Was meinst du denn jetzt damit?“ fragte Robert seufzend.

„Ich werde durch das Kind keinen Tag, keine Minute, keine Sekunde mehr allein sein“, wiederholte Charlotte.

Der Gedanke wurde, als sie ihn zum zweiten Mal aussprach, so unvorstellbar und erschreckend, daß ihr fast die Luft wegblieb.

„Ich verstehe dich nicht“, sagte Robert, „jeder andere Mensch würde sich genau darüber freuen.“

„Jeder *normale* Mensch, wolltest du sagen.“

„Nein, wollte ich nicht.“

Er schlug mit der Faust auf das Lenkrad und schrie: „Dann machen wir es weg, wenn du es so wenig willst. Dann machen wir es eben weg! Wir machen es weg!“ Sie sah, wie er litt, aber sie brachte es nicht über sich, die Hand nach ihm auszustrecken.

*

„Haben die Besitzer Kinder?“ fragte Charlotte.

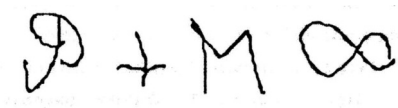
„Nein“, sagte die Maklerin kurz angebunden.

„Warum wollen sie das Haus verkaufen?“ fragte Charlotte neugierig.

„Das Übliche“, entgegnete die Maklerin, „große Liebe, Heirat, Hausbau – und bums.“

„Wie bums?“ fragte Charlotte und sah aus dem Augenwinkel heraus, wie Robert den Kopf schüttelte.

Als sie seufzend den Kopf in den Nacken legte, sah sie eine Inschrift, die oben in den hölzernen Türrahmen geschnitzt war:



Es dauerte eine Weile, bis ihr die Bedeutung des Zeichens einfiel: Unendlich. Ohne Ende. Für immer und ewig. P und M für immer. Scheiße, dachte sie, ewige Liebe, das hätten sie in Beton meißeln sollen.

„Wissen Sie, warum sich das Paar getrennt hat?“, fragte sie die Maklerin.

„Es ist so, wie es ist“, sagte sie, „man muß den Dingen nur ins Auge sehen. Die beiden hier“, sie machte eine Geste, die das ganze Haus einschloß, „die beiden hier hatten einfach nicht den Mut, einzusehen, daß alles vorbei war. Es ging nicht mehr vor und nicht mehr zurück. Im letzten Winter haben sie kein Heizöl mehr gekauft, kein Holz, und dann wurde es der schlimmste Winter seit dreißig Jahren. Schließlich haben sie ihre Bücher, ihre Möbel, alles, was sie hatten, im Kamin verbrannt. Bis nichts mehr da war. Können Sie sich das vorstellen? Diese Verschwendung! Anstatt einen klaren Schnitt zu machen. Was vorbei ist, ist vorbei.“

Ines Buchmann

Hannah:

Wenn ich nach Hause komme, sitzt er da auf seinem Stuhl und liest die Toten…im Fahrstuhl stelle ich mir oft vor, was passiert, wenn ich hier hereinkomme, und ein Fremder sitzt da…Er läuft auf mich zu, fasst mich an den Haaren, steckt seine Zunge in meinen Mund, ich habe überhaupt keine Zeit für Zweifel, er presst mich an die Wand, drückt seinen Körper…

„Komik ist eine ernste Sache“
Moritz Rinke im Interview mit Armgard Seegers

Moritz Rinke hat ein modernes Kammerspiel geschrieben, das sich köstlich und pointiert den Problemen widmet, die Männer und Frauen mit ihren Beziehungen, Beschäftigungen und dem Überangebot an Optionen heute haben.

Armgard Seegers: *Zwei Paare – worin liegt der Reiz, über zwei Frauen und zwei Männer zu schreiben?*

Moritz Rinke: Ich wollte sehr konzentriert sein. Über diese Paarkonstellation kann ich viel über Menschen erzählen, zumindest so, wie ich sie erlebe. Mittlerweile merke ich, dass dieses Stück offenbar einen Nerv trifft. Vielleicht ist es wirklich dieser komisch-verzweifelte Blick auf diese Paare: ihre Zerrissenheit, ihre Sehnsüchte, Lebenslügen und verdrängten Gefühle.

Seegers: *Ein Mann ist ein Schlaffi, einer ein Spinner, eine Frau eine Macherin, die andere ein Häschen. Sind das Sinnbilder moderner Männer und Frauen?*

Rinke: Ich kann diese Figuren gar nicht so typisieren wie Sie. Ich sehe sie vielschichtiger. Sebastian bedroht in dem Stück seinen Gegner Roman mit seiner klassischen Pistole, er solle den Satellitenabschuss sofort stoppen oder etwas ins All schießen, das alles wieder abschaltet. Aber unsere Welt funktioniert wie Roman, dann wären wir also alle Spinner. Sebastian und Magdalena stehen in dem Stück eher für etwas altmodischere Begriffe wie Hingabe und Aufmerksamkeit und wie schwer es solche Qualitäten haben,

unserem heutigen Tempo, unserer Autonomie und unserem überstrukturierten Leben standzuhalten. Magdalena ist ja kein Dummchen, sondern eine Frau, die das Machtspiel zwischen Männern und Frauen unterlaufen will, die durchaus versteht, dass man vielleicht nicht Prinzessin und Regentin in einem sein kann, wie Hannah es glaubt. Und zu Sebastian: Ich würde nie von einem „Schlaffi“ sprechen. Eher von einer ohnmächtigen Wut, aber einem Klarblick auf unsere Welt, den ich auch gerne hätte.

Warum sind diese Typen so komisch?

Rinke: Offen gestanden setze ich gar nicht so genretypisch nur auf die Komödie. Komödie wird ja im deutschen Theaterverständnis immer mit einer einseitigen, schenkelklopfenden Erheiterung verwechselt. Ich empfinde Komik eher, wenn sie aus einem tragischen Scheitern entsteht. Wenn man in meinen Stücken nicht an den ernsten Anliegen der Figuren arbeitet, wird es nicht komisch. Komik ist eine ernste Sache.

Wer hat recht in den Beziehungen?

Rinke: Alle. Alle! Ein Dramatiker muss jede seiner Figuren verteidigen. Denken Sie an Richard III von Shakespeare!

Was macht ein Stück lebendig, genaue Beobachtung von Zeitgenossen?

Rinke: Man wird bei diesem Stück merken, dass es sich in seinem Genre nicht festlegt, dass es balanciert, dass es gratwandert zwischen Komischem und Tragischem.

Wie schreibt man gute Dialoge?

Rinke: Frau Seegers, wenn ich das wüsste!

Worum geht's diesen Typen?

Rinke: Hannah hat ihre frühere Selbstsuche von innen nach außen als Erfolgsmodell verlagert und verkauft, sie bietet Bankern und Führungskräften die Kunst der Meditation an. Ihr Freund, der Kulturhistoriker Sebastian, hat kein Erfolgsmodell realisieren können. Je stärker sich Hannah im erfolgreichen Außen definiert, umso mehr straft Sebastian ihre Außenwelt ab, bäumt sich gegen eine Erfolgswelt auf, die offenbar alles nimmt, nur nicht sein Wissen und sein Talent, das ihm zunehmend nutzloser erscheint. Bei Roman und Magdalena, dem anderen Paar, geht die Erfolgswelt ebenfalls als Riss durch die Beziehung. Roman ist ein Macher, er schießt Raketen mit Satelliten zum Himmel, die unsere Welt noch schneller machen sollen, und er würde nie auf die Idee kommen, seine Frau zu fragen, was sie eigentlich in der physiotherapeutischen Praxis für Tiere tut, in der sie arbeitet. Der einzige Erfolg, den er ihr einräumt und von der auch er Nutzen trägt, ist der erfolgreiche Kampf gegen ihre Cellulite. Roman ist ein Verwandter von Arthur Millers Willy Loman, denn er will nicht wahrhaben, was Magdalena schon längst weiß. Roman erspielt sich seine eigene erfolgreiche Welt, obwohl sie im Außen für ihn nicht mehr existiert, während Hannah immer mehr erkennt, dass sie in Sebastian einen Erfolg versprechenden Mann liebte, den es schon lange nicht mehr gibt.

Sollte man „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“ oder Yasmina Reza kennen, wenn man so schreiben will?

Rinke: Na ja, schaden kann es nicht.

Hamburger Abendblatt, 12.03.2013

Moritz Rinke

(*1967 in Worpswede) studierte Angewandte Theaterwissenschaft in Gießen. Gleichzeitig schrieb er Kolumnen und Reportagen, u. a. für die *Süddeutsche Zeitung*, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Die Zeit* und *Theater heute*. Von 1994 bis 1996 war er Volontär, anschließend Redakteur beim Berliner Tagesspiegel. Für seine Reportagen *Ein Tag mit Marlene* (1995) und über die *Love Parade* 1997 erhielt er jeweils den renommierten Axel Springer-Preis. Mehrere seiner Stücke wurden für den Mülheimer Dramatikerpreis nominiert: *Der Mann, der noch keiner Frau Blöße entdeckte* (1997), für das er auch den Literaturpreis des PEN-Club Liechtenstein erhielt, Republik Vineta (2001), Die Optimisten (2004) und Cafe Umberto (2006). In der Kritikerumfrage der Zeitschrift *Theater heute* wurde *Republik Vineta* zum besten deutschsprachigen Stück der Spielzeit 2000/2001 gewählt. Bei dem Film *September*, 2003 in Cannes uraufgeführt, schrieb Rinke am Drehbuch mit und gab dort außerdem sein Debüt als Schauspieler.

Wir lieben und wissen nichts wurde am Schauspiel Frankfurt uraufgeführt (14.12.2012).

Buchpublikationen: *Der Blauwal im Kirschgarten* (2001), *Die Nibelungen* (2002), *Trilogie der Verlorenen* (2002), *Das große Stolpern* (2005), *Cafe Umberto* (2005), *Die Nibelungen – Siegfrieds Frauen/ Die letzten Tage von Burgund* (2007), *Der Mann, der durch das Jahrhundert fiel* (2010).

Moritz Rinke lebt in Berlin.

Moritz Rinke

Das Stück ist auch ein großes, kleines Spiel um so gebrechliche Begriffe wie Hingabe, Liebe und Aufmerksamkeit und wie so etwas unserem Tempo, unserer Autonomie und dem ganzen, schönen überstrukturierten Leben überhaupt noch standhalten kann.

Wenn wir all unser Unglück auf
einen gemeinsamen Haufen legten
und dann jeder davon
einen gleich großen Teil
wieder an sich nehmen müsste,
so würden die meisten Menschen
zufrieden ihr eigenes Unglück
zurücknehmen und davongehen

Sokrates

WIR LIEBEN UND WISSEN NICHTS

Von Moritz Rinke

Regie und Bühne: Ute Richter
Assistenz: Katharina Buchner
Licht: Ralf Kabrhel
Gemälde: Gerlinde Britsch

Aufführungsrechte:
Rowohlt Theater Verlag, Reinbek bei Hamburg

Premiere: 17. Oktober 2013

Personen:

Hannah	Ines Buchmann
Sebastian, ihr Freund	Armin Schlagwein
Roman	Christian Werner
Magdalena, seine Frau	Anja Barth

Pause nach der dritten Szene

Robert Pfaller

Warum wir nicht so leben, wie wir träumen

In Dashiell Hammetts Kriminalroman *Der Malteser Falke* erzählt Privatdetektiv Sam Spade seiner Klientin Brigid O'Shaughnessy die Geschichte eines früheren Auftrags. Er sollte damals einen Mann suchen, der Zigaretten holen gegangen und danach nie wieder von seiner Frau und seinen beiden Kindern gesehen worden war: „Er verschwand einfach wie eine Faust, wenn man die Hand aufmacht." Die Suche gestaltete sich schwierig. Erst durch einen Zufall fand der Detektiv den Mann nach langer Zeit. Er lebte nun in einer anderen Stadt, aber wieder in ganz ähnlichen Verhältnissen, mit einer Frau und Kindern und Golfspielen am Nachmittag nach vier Uhr. Sein neues Leben glich dem alten fast aufs Haar. Darum war die Suche so schwierig gewesen. Einen, der nach der Flucht ein ganz anderes Leben beginnt – also sich zum Beispiel einen Sportwagen kauft und mit einer neuen Liebe in den Süden fährt –, findet man leichter.

In ihrem Buch *Das imaginäre Leben* geht Natalia Ginzburg der Frage nach, „warum wir nicht so leben, wie wir träumen, und warum wir trotzdem träumen müssen". Die Frage ist schön, da sie zu denken gibt. Aber ihr Wert liegt nicht darin, dass man sie als Vorwurf gebrauchen kann – etwa vom Typ: „Ihr bequemen, kompromissbereiten Opportunisten, warum tut ihr immer das, was ihr tun zu müssen glaubt, und nie das, was ihr tun wollt? Warum folgt ihr

nicht eurer Phantasie, wenn die doch das Beste an euch ist?“ Was die Frage zu denken gibt, ist nicht die Idee der Überflüssigkeit der einen von zwei Welten – also dass man die erste, realistische restlos aufgeben und stattdessen in die wunschgerechte, zweite übertreten könnte. Interessant ist vielmehr der Gedanke von der Unvermeidlichkeit einer zweiten Welt. Die erste Welt selbst scheint es regelmäßig mit sich zu bringen, dass wir den Traum von einer zweiten, anderen entwickeln müssen – nämlich um eben in der ersten zu leben. Der Mann aus Hammetts Geschichte zeigt das exemplarisch: Was das andere, haargenau gleiche Leben für ihn so unwiderstehlich machte, dass er sich zur Flucht aus dem ersten entschloss, muss gerade der Umstand gewesen sein, dass dieses zweite Leben eben ein gleiches war. Um hingegen im ersten Leben zu verbleiben, hätte er wohl einen Traum von einem ganz anderen zweiten Leben haben müssen. Nur ein geträumtes Leben, das sich vom gelebten unterscheidet, ist in der Lage, uns in diesem verharren zu lassen.

Beobachten wir dasselbe nicht immer wieder in unserer sozialen Umgebung? Wenn man nur kurz fragt, welches Leben die Menschen sich eigentlich wünschen, so macht man bald die Feststellung, dass kaum irgendeiner so lebt, wie er es richtig findet. Der treue Ehemann träumt vom Seitensprung; der untreue dagegen von der Treue. Eine Frau, die in kurzfristigen seriellen Monogamien lebt, träumt von der dauerhaften Liebe. Ihre beste Freundin, die in einer Langzeitbeziehung lebt, empfindet dagegen die serielle Abwechslung als verführerische Perspektive. Ein Paar trennt

sich, weil die Frau ein Kind will und der Mann nicht. Kurz darauf wird er in einer neuen Beziehung Vater, und sie wird glücklich in einer neuen, kinderlosen Beziehung. Jeder hat eine zweite Welt; und manchmal ist es die erste eines anderen – dessen zweite Welt dann umgekehrt mitunter gerade von der ersten des einen gebildet wird. Und in Beziehungen scheint es noch verwickelter. Manchmal hat man offenbar den anderen, damit der stellvertretend für einen selbst die zweite Welt als seine erste übernimmt. Der andere hilft einem so, seiner eigenen zweiten Welt nicht direkt, als der eigenen, ins Auge blicken zu müssen.

Dem chinesischen Weisen Zhuang Zou (Zhuangzi) träumte einmal, er sei ein Schmetterling, „ein schwebender Schmetterling, der sich wohl und wunschlos fühlte und nichts wusste von Zhuang Zou". Dann aber, erwacht, stellte sich der Weise eine Frage: „Nun weiß ich nicht, bin ich Zhuang Zou, dem träumte, ein Schmetterling zu sein, oder bin ich ein Schmetterling, dem träumt, er sei Zhuang Zou." Man kann eine solche Frage stellen, um sie als philosophisches Paradoxon offenzulassen. Darin scheint die Pointe von Zhuangzis Argument zu liegen. Alleine die Frage, noch ohne jede Antwort, eröffnet eine zweite Welt gegenüber jener ersten, vertrauten, in der wir zu wissen meinen, was Wirklichkeit und was Traum ist. Gegenüber dieser vielleicht etwas voreiligen Gewissheit, die uns in kleinlichen Ängsten, Besorgnissen oder Besessenheiten gefangen hält, eröffnet diese Frage einen Freiraum, eine skeptische Reserve. „Was weiß ich denn?", pflegte der Philosoph Michel de Montaigne in solchen Fällen zu sagen (und er machte diesen Satz, zu-

sammen mit dem Bild einer im Gleichgewicht befindlichen Waage, zu seinem Motto), um sich fixe Ideen vom Hals zu halten. Wenn es nicht so gewiss ist, ob diese Welt, in der wir uns vor wirklichen oder eingebildeten Gefahren ängstigen und hastig Terminen und Zielen hinterher jagen, nicht eine geträumte Welt ist, dann können wir vielleicht etwas Abstand gewinnen und durchatmen, bevor wir wie dumme, kleine Hamster wieder in unseren Rädern zu laufen beginnen – anstatt wie große Schmetterlinge wunschlos zu schweben.

Weder größter zur Verfügung stehender
Reichtum noch Ansehen und Bewunderung
bei der Masse noch etwas anderes, das aus
unbegrenzten Ursachen entsteht,
kann die Unruhe der Seele beseitigen
und nennenswerte Freude verschaffen.

Epikur

Anja Barth

Magdalena:

Ich habe herausgefunden, dass es einen König geben muss, dann geht es, das ist vielleicht das Unmoderne, aber man kann sich besser fallen lassen, ich muss gar nicht immer das Kommando haben, mir gefällt es besser ohne, das kann ja auch eine Befreiung sein…

Bettina Lemke

Der Energieschub für Zwischendurch – Die Lächelmeditation

Die folgende Übung habe ich bereits in meinem Buch „Der kleine Taschenbuddhist“ vorgestellt. Sie ist so einfach und überzeugend, dass ich sie immer wieder gerne selbst anwende und weiterempfehle. Und sie ist für all diejenigen geeignet, die wenig Zeit haben oder nicht unbedingt tiefer in die Meditationspraxis einsteigen wollen. Sie lässt sich in nur einer Minute an vielen Orten durchführen, ob im Büro, zu Hause, im Bus oder auf einer Parkbank.

Setzen Sie sich locker und aufrecht auf einen Stuhl. Die Füße stehen etwas auseinander, aber fest auf dem Boden. Die Hände liegen auf den Oberschenkeln nach oben geöffnet. Die Schultern sind entspannt.

Schließen Sie die Augen.

Atmen Sie nun tief in Ihren Bauch hinein ... und wieder aus. Spüren Sie dabei, wie sich Ihre Bauchdecke hebt und senkt.

Atmen Sie erneut tief ein ... und wieder aus ... Und mit dem nächsten Einatmen ... lächeln Sie.

Halten Sie Ihr Lächeln, während Sie wieder ausatmen. Und halten Sie es auch weiter, während Sie wieder einatmen ... und ausatmen ...

Und ein letztes Mal – einatmen und wieder ausatmen.

Öffnen Sie nun die Augen und lächeln Sie sich und der Welt weiterhin zu.

Probieren Sie es aus. Sie werden überrascht sein, welch positive Wirkung diese einfache Übung hat.

Sie können die Lächelmeditation übrigens auch wunderbar als Partnerübung durchführen. Suchen Sie sich dafür jemanden, mit dem Sie sich gut verstehen und dem Sie vertrauen. Außerdem sollte dieser Mensch für die Übung aufgeschlossen sein und selbst Lust darauf haben, sie auszuprobieren.

Setzen Sie sich in entspannter Haltung gegenüber. Schließen Sie dann die Augen und atmen Sie tief ein ... und langsam wieder aus ... atmen Sie noch einmal tief ein und bei der nächsten Ausatmung öffnen Sie die Augen und schenken Ihrem Gegenüber ein freudiges Lächeln. Ihr Übungspartner sollte genau das Gleiche tun. Schließen Sie nun die Augen wieder und spüren Sie, welche positiven Gefühle das Lächeln Ihres Übungspartners in Ihnen auslöst. Genießen Sie diesen Augenblick, atmen Sie noch einmal tief ein ... und wieder aus und bewahren Sie sich dieses positive Gefühl möglichst lange.

Christian Werner

Roman:
Wenn ich das hier sehe, dann weiß ich, dass die Verbindungen der Menschheit auch in meiner Macht liegen…Dass der große Rest der Menschheit endlich ausgeleuchtet und ans Netz geschlossen wird, das erfüllt mich mit Stolz…

Matthias Horx

Wie wir leben werden • Liebe

Werden wir alle Singles? • Wird Liebe immer romantischer – oder immer rationeller? • Werden „Lebensabschnittspartner“ die Zukunft bestimmen?

„Wenn wir sowieso zusammenbleiben“, sagte eines Tages meine Freundin, „warum können wir dann nicht auch gleich heiraten!“ „Wen sollen wir heiraten?“, fragte ich etwas verwirrt zurück.

Frank Goosen

Während andere Götter ihre bestimmende Macht einbüßen, scheint der Gott der Liebe der einzige Gott zu sein, dem der moderne Mensch sein Recht auf Selbstbestimmung bereitwillig abtritt.

Karl Otto Hondrich

Alya – 2035

Vom Flughafen nahm Alya den MagLev in die golden glitzernde Stadt. Die Tax-Pods waren in letzter Zeit unsicher geworden, man munkelte von Entführungen und noch schlimmeren Dingen.

Es war schon nach Mitternacht, als sie mit dem Aufzug, einer durchsichtigen Kapsel, in den 60. Stock ihres Hotels fuhr. Aber sie hatte keinen Blick mehr für die Sicht auf die 20-Millionen-Metropole, deren Energie alle Dimensionen sprengte. Sie hatte auch nicht die geringste Lust auf die Hotelbar und ein kaltes Glas chinesischen Chardonnay.

Alya war erschöpft. Zwanzig Tage in Fliegern, Lounges, Transits. Harte Selltalks mit Geschäftspartnern, die von sich glaubten, den Stein der Weisen verkaufen zu können (ob-

wohl es sich meist nur um ein paar mickrige Patente aus dem vergangenen Jahrhundert handelte, mit schlechter Nanotech aufgemotzt). Drei Pleiten, zwei Börsenverluste innerhalb einer Woche. Wo war sie eigentlich? Ach ja, Shanghai, bis übermorgen früh.

Im Zimmer ließ sie ihr Gepäck auf den Boden fallen und warf sich auf das riesige, mit grellroten Drachenköpfen verzierte Bett.

Ihr Device summte.

„Ja?“

„Ich bin's.“ Seine Stimme klang so sonor wie nie. „Wie geht es dir, Liebste? Wie war der Flug?“ Seine Stimme hatte ein gutes Timbre.

Sie knurrte. „Drei Stunden Verspätung. Schlechtes Essen. Schlechte Luft. Nie mehr Lufthansa.“

„Möchtest du dich ausziehen und ein Bad nehmen? Was hast du geträumt?“ Seine Stimme klang ein bisschen überzogen heute. So, als hätte er ihr etwas zu verkaufen. Sie musste eine Spur Empathie-Faktor herausnehmen. Too much shmooze. Bei der nächsten Überarbeitung. Nicht heute.

„Ich habe gar nicht geträumt, denn ich habe noch gar nicht geschlafen, du Trottel“.

Er lachte. Im Wegstecken von Beleidigungen war er hervorragend.

„Take it cool Baby. Sorry. Willst du mich abstellen?“

„Irgendwann für immer. Aber jetzt noch nicht.“ Alya ging ins Bad und ließ Wasser ein. Nein, sie wollte ihn nicht abstellen. Sie hatte sich endlich an ihn gewöhnt, nach vielen Code-Verbesserungen (bis die Assistentin bei Realmate regelrecht verzweifelt wirkte). Nun teilte sie einen nicht unerheblichen Schatz an Weltwissen mit ihm. Katzenpharaonen. Afrika en detail. Afrikanische Literatur aus dem späten 20. Jahrhundert. Quantenphysik und chinesische Geschichte. Es dauerte, bis man einen Mate auf den richtigen Wissensstand brachte, so dass sie mehr wussten als man selbst. Und dann der Humor. Bei Humor stieß die Software von Realmate immer noch an Grenzen.

„Auf den Schirm!“, befahl sie, nachdem sie ins heiße, schäumende Wasser geglitten war. Auf dem Spiegel gegenüber der Badewanne, der gleichzeitig ein Softscreen war, wurde sein Ganzbild sichtbar. Er saß, in entspannter Haltung, auf ihrem heimischen Lieblingssofa, die Beine übereinander geschlagen, in einem schwarzen Anzug, unter dem er nur ein weißes T-Shirt trug. Lola und Manuel, die beiden Katzen, schnurrten auf seinen Knien. Süß. Sie hatte ihn neulich ein bisschen altern lassen, auf etwa Ende 30, in eine gewisse männliche Reife hinein. Seine fast blauschwarze Haut schimmerte, sein haarloser Schädel hatte eine aristokratische Form.

„Erzähl mir, was du heute gemacht hast“, sagte sie. „Wie geht es unserer Wohnung? Und leg ein bisschen Mozart auf.“

Der erste Akt der Serenade erklang.

„Ich habe die Lola und Manuel gefüttert. Ich habe wie immer aufgeräumt. Deine Wäsche ist gewaschen und duftet im Schrank. Die Post durchgesehen, aber es ist nichts Interessantes drin gewesen. Außer einem Brief von deinem verflossenen Liebhaber in „real world“. Soll ich ihn vorlesen?“

„Nein, lass es.“

Deine Wäsche ist gewaschen und duftet im Schrank. So einen Quatsch sagt eben doch nur ein programmierter Avatar.

Aber bevor er ein besorgtes Gesicht ziehen und nach Änderungen fragen konnte, löste sie ihn mit einem kleinen Wink ihres Devices in Pixel auf.

Das langweilt mich jetzt, dachte sie.

Es wurde Zeit für the *real thing*. Einen Gencode. Einen echten, banalen, unfertigen, analogen Gencode.

Das Szenario: virtuelle Lebensgefährten

Eine Frau Mitte 30 in einer von globaler Mobilität und Ortlosigkeit geprägten Businesswelt. In ihr Leben passen weder eine Familie noch ein Mann. Jedenfalls kein realer Mann. Also erzeugt sie, mit Hilfe einer Software-Agentur, einen „Avatar“, eine künstliche Figur. Dieser virtuelle Mann folgt ihr überall hin. Er reagiert auf sie, lässt sich modifizieren, kennt ihre Vorlieben und „hütet“ – auch dies eine Simulation – die heimische Wohnung (die in der Realität auch nur ein Hotelappartement ist).

Technisch dürfte dieser Vision wenig im Wege stehen. Virtuelle Wesen bevölkern heute bereits in vielfältiger Form

unseren Alltagskosmos. In Hongkong und Japan lassen sich schon „virtuelle Freundinnen“ aufs 3G-Handy laden. Der Bildband *Digital Beauties* mit erotisch optimierten Wesen aus der Sphäre der Künstlichkeit, ist ein Dauer-Bestseller. Die Labyrinthe der Chat-Anmach-Salons, die Einzelzellen des Telefonsex – im Cyberspace wuchert seit vielen Jahren eine gigantische Beziehungswelt, in der aus dem Bankbeamten Tarzan wird und aus der Sachbearbeiterin Jane.

Dass die Entwicklung von Avataren so rasant verläuft, hat nicht zuletzt ökonomische Gründe. In die Entwicklung dieser künstlichen Wesen investiert nicht nur die Unterhaltungsbranche, sondern auch die Dienstleistungswirtschaft gewaltige Summen. Avatare versprechen einen gigantischen ökonomischen Vorteil: Sie können billiger sein als Menschen. Nicht nur beim Sex. Avatare sind die logische Weiterentwicklung von Call-Centern und Finanzberatern.

Früher oder später stoßen wir auch in der Konfrontation mit Avataren auf ein vertracktes kognitionsphilosophisches Problem. Wie „avatarisch“ verhalten wir uns in unserem ganz normalen, analogen Leben?

Ich kannte mal einen Taxifahrer, der schlicht behauptete, dass er niemanden anderen liebte als die Stimme seines Navigationssystems!

In Almodovars Kultdrama *Hable con ella (Sprich mit ihr)* lieben zwei Männer zwei Frauen, die im Koma liegen. Leidenschaftlich, ohne Kompromisse. Um virtuelle Liebe als Lebensschicksal zu inszenieren, braucht man keine Grafikrechner. Es reichen auch Intensivstationen.

Moritz Rinke

Doppelton

Ich möchte Geschichten erzählen. Die Welt ist so verrückt, die Menschen so besonders und ich bin an allen wunderlichen Dingen interessiert. Ich glaube einfach, dass das Leben so ist. Wir sind doch alle irgendwie tragischkomisch.

Wie ernst wir uns oft nehmen! Auch ich mich selbst. Und wie komisch das von Aussen aussehen muss! Ich habe sehr viel von Tschechow gelernt. Der hat Stücke mit traurigen Menschen geschrieben, über die man lachen kann. Ich suche schon die ganze Zeit nach diesem Doppelton.

Nachweise

Thomas Assheuer, Die Moderne ist vorbei, in: DIE ZEIT, Nr. 31, 20.07.2012

Doris Dörrie, Für immer und ewig – Eine Art Reigen, Diogenes Verlag, Zürich 1991

Matthias Horx, Wie wir leben werden, Piper Verlag, München 2008

Bettina Lemke, Der kleine Glücksberater, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2011

Robert Pfaller, Zweite Welten Und andere Lebenselixiere, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2012

Armgard Seegers, Interview mit Moritz Rinke, Hamburger Abendblatt, 12.03.13

Botho Strauß, Paare - Passanten, Carl Hanser Verlag, München 1981

2013/2014 – Heft1

Herausgeber: Zimmertheater Heidelberg

Redaktion: Ute Richter

Umschlag: Marco Poloni, Majorana Eigenstates, 2008, in: Kunstforum international, Bd. 204

Satz und Druck: Druckerei Odenwälder, Buchen-Walldürn

Unsere Kulturförderung:
Gut für die Kultur.
Gut für die Region.

Sparkasse
Heidelberg

www.sparkasse-heidelberg.de